

1652**Predigt
über Lukas 5, 1 – 11****St. Gallen, 1930****PREDIGT ÜBER
LUKAS 5, 1 – 11**

ST. GALLEN, 1930

In der ersten Zeit Seiner Wirksamkeit finden wir Jesum von Nazareth in Kapernaum am See Geneza-reth. Am Karawanenweg von Damaskus zum Meere gelegen war das Fischerdorf im Laufe der Zeit zu einem Handelsplatz geworden; da wohnten nun also nebst Fischern auch Handwerker, Händler, Kaufleute, Wechsler, Steuerpächter, Zolleinnehmer. Die erste klare Gesellschaft des Fischerdorfes war zum bunten Stadtgemisch geworden, in dem alle Schichten der damals in Palästina vorhandenen Bevölkerungsklassen vertreten waren, auch römische Soldaten und Dirnen. Die Bauern und die Fischer aber bildeten den guten Grundstock des Volkes.

An den Sabbaten ging Jesus in die Synagoge, ließ sich eine Schriftrolle geben, meist diejenige des Jesaja und las daraus einige Verse. Er hätte sie auch ohne die Rolle vortragen können, aber Er wollte, dass die Leute wissen sollten, woher die Worte kamen, wo sie standen, darum verlangte Er die Rolle und zog die Stelle hervor, wo sie standen. Dann fing Er an zu reden in Seiner mutigen, selbständigen und schlagenden Art, welche die Selbstgerechten beschämte, die Sünder aufrüttelte und rührte, die Armen und Ge-

schlagenen tröstete und gewann und die Frauen entzückte. Da bekam der altbekannte Wortlaut der heiligen Schriften einen neuen vertieften Sinn, die alten Verheißungen bekamen ein neues Gesicht, wurden gegenwartswichtig für alle, als wären es ganz neue Wahrheiten, von jedem Zuhörer selbstgemachte Entdeckungen. Es war, als wenn bei einem Ausblick die Sonne plötzlich den Nebel und den Schatten verjagt und eine herrliche Gegend, eine schöne Stadt beleuchtet, ihre Türme und Zinnen vergoldet. In Kapernaum sagten sie, so habe noch nie ein Rabbi zu ihnen gesprochen; die Synagoge wurde Sabbat für Sabbat übervoll, wer nur kommen konnte, der kam. Und wenn sie hinausgingen, zuerst die Feinen und Vornehmen, die sich rasch verliefen, zuletzt die Armen und Unwissenden, denn sie konnten ihre Augen nicht von Jesu losreißen, sie hätten Ihm bis zum Abend zuhören mögen, sie blieben noch auf der Straße stehen, um Ihn noch länger zu sehen, gingen hinter Ihm her, und wenn Er ins Haus eines Freundes trat, wurden sie fast eifersüchtig, pflanzten sich dem Eingang gegenüber auf und warteten, bis Er wieder herauskam. Im Weitergehen schlossen sie sich Ihm an und bald erkühnte sich der eine oder der andere, eine Frage an Ihn zu stellen. Der Mut der Armen wuchs unter dem freien Himmel außerhalb der Synagoge, und Jesus redete zu den Menschen von der Schattenseite des Lebens. Worte, die in alle Ewigkeit nie mehr vergessen

werden, denn sie sind in die Evangelien hineingekommen.

Und unter den Fischern am See Genezareth, den sie das galiläische Meer nannten, wie die Reichsdeutschen den Bodensee das schwäbische Meer nennen, fand Jesus Seine ersten Jünger, die Ihm nachfolgten und immer bei Ihm blieben. Da waren zwei Fischerfamilien, die Jesus von Nazareth besonders zugetan waren, die des Jonas und diejenige des Zebedäus, und da waren zwei Brüderpaare, auf die Er es abgesehen hatte: Andreas und Simon, die Söhne des Jonas, und Jakobus und Johannes, die Söhne des Zebedäus und der Salome.

Da kam Er damals wohl jeden Tag ans Ufer hinunter, sah sie ausfahren und heimkehren, schaute ihnen zu wie sie barfuss aus ihren Kähnen sprangen, das Uferwasser durchwateten, je zwei und zwei einen Korb voll silberglänzender Fische ans Land tragend. Meistens fuhren sie bei eintretender Nacht hinaus und kamen erst am frühen Morgen zurück, und da wartete Jesus am Strand als der Erste sie zu begrüßen. Nicht immer hatten sie Körbe voll Fische herauszutragen, mitunter kamen sie mit leeren Händen, waren müde und verdrossen. Wenn aber dann Jesus sie empfing mit einem guten Wort, o wie wohl taten ihnen Seine Worte und wie gingen sie ihnen durch und

durch; dann hörten sie Ihm trotz der erlittenen Enttäuschung willig zu und spürten kaum die durchwachte Nacht.

Eines Morgens, es war später geworden als sonst und viel Volks aus der Umgebung hatte sich schon um Jesum am Ufer versammelt, kamen die zwei Kähne wieder auf Kapernaum zu, die Fischer stiegen aus und machten sich daran, ihre Netze zu reinigen. Jesus aber stieg in einen der beiden Kähne und bat, ihn etwas vom Lande abzustoßen, damit Er freier wäre vom Gedränge. Aufrecht am Steuer stehend predigte Er dann den am Ufer Versammelten. Und als Er geredet hatte, sagte Er zu Simon: „Fahre auf die Höhe und wirf das Netz aus!“ Da antwortete Ihm Simon, Jonas Sohn: „Meister, wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen, aber auf Dein Wort will ich das Netz auswerfen.“ Simon mochte es fast ergehen wie der Sarah, dem Weibe Abrahams, als der Engel des HErrn ihr im hohen Alter einen Sohn verhieß. Dem erfahrenen Fischer mochte es kurios vorkommen, dass jetzt, wenn die Sonne auf das Wasser schien, bessere Fangzeit sein sollte, als während der Nacht.

Kaum waren Simon und Andreas mit ihrem Kahn eine kleine Strecke hinaus gefahren, noch in Rufweite, ließen sie das große Netz in das Wasser. Simon

mochte denken, wenn man schon gegen alle Regeln fischen wollte, werde es auch nicht darauf ankommen, ob man mehr oder weniger weit hinausfahre. Aber wie sie es heraufholen wollten, war es so voll Fische, dass die Kraft zweier Männer nicht hingereicht hätte, es herauszuziehen und auch das Netz zerrissen wäre, hätte man es nur an vier Stellen zumal angefasst. Sie mussten ihre Gefährten Jakobus und Johannes vom Ufer herbeirufen, dass sie ihnen hälften ziehen und sie füllten beide Schiffe so voll mit Fischen, dass sie bis an den Rand einsanken.

„Da das Simon Petrus sah, fiel er Jesu zu den Knien“, fährt da unser Evangelium fort, „und sprach: HErr, gehe von mir hinaus, denn ich bin ein sündiger Mensch...“, und Jesus sprach zu Simon: Fürchte dich nicht; denn von nun an wirst du Menschen fangen.“ Diese Demütigung und Wiederaufrichtung des Simon Petrus ist es nun hauptsächlich, worüber ich heute hier sprechen möchte.

Während die heilige Schrift immer wieder davon spricht, wie Gott, der Ewige, der Heilige, der Allmächtige, in unerreichbarer Höhe in einem Heiligtum, in einem Lichte wohne, da niemand zukommen kann, hört sie andererseits ebenso wenig auf davon zu zeugen, dass Gott den Menschen nahe sein wolle, nicht ein Gott wolle Er sein, der ihnen ferne, sondern gera-

de ein naher Gott wolle Er ihnen sein, und zwar denjenigen Menschen, welche gedemüthigten Geistes und zerschlagenen Herzens seien, während Er sich von den Stolzen, sicheren Geistern und den selbstgewissenen, sich unfehlbar dünkenden Herzen ferne halte.

Wenn Gott der HErr zu den Menschen sich neigt, so geschieht es immer zu dem Zweck, sie zu einem Segen für andere zu machen, und seht, dazu ist keiner etwas nütze, der noch nie zerbrochen am Boden gelegen ist. Menschen, die noch nie wahrhaft Großes erlebt und von diesem Großen vor ihren eigenen Augen selber klein geworden sind, Menschen die noch nie mit dem wahrhaft Guten und Reinen, mit dem Göttlichen in Berührung gekommen sind, also dass ihnen darüber ihre eigene Selbstzufriedenheit in die Brüche gegangen ist, können anderen nicht zum Heil und Segen werden. Solche ungebrochenen, ungebeugten, aufrechte Menschen taugen zu dem am besten, was der HErr den Seinen verboten hat: zum Richten. Und zu dem taugen sie am wenigsten, zu dem der HErr uns allesamt berufen möchte: zum Retten.

Aber das wissen wir ja eigentlich alle von Kindesbeinen an, das haben wir schon an unseren Lehrern und Schulkameraden gesehen und merkten es immer und immer wieder an vielen, die uns im Leben seither

begegnet sind. Mussten es wohl gar andere auch an uns merken?

Ich habe schon oft davon gelesen und es mir sagen lassen, dass zu den härtesten Prüfungen des Lebens gehöre, wenn man täglich um Menschen herum sein müsse, deren Selbstvertrauen noch nie zerbrochen am Boden lag. Es heißt, dass eine Frau, die einen unfehlbaren Mann habe, innerlich noch Bittereres erleben müsse, als eine solche, die einen Trinker hat, und dass ein Mann, der eine unfehlbare Frau hat, schwerer daran trägt als der andere, der mit einer eitlen Närrin verheiratet ist.

Viele Kinder sind schon innerlich daran verkümmert, weil sie von ihren Eltern oder anderen Erziehern in einer Atmosphäre von Selbstgerechtigkeit und Unfehlbarkeit umgeben wurden. Es ist schon oft aufgefallen, dass Menschen von unbestreitbar hoher Begabung und Tüchtigkeit viel schlechtere Erziehungsergebnisse erzielten, als solche von geringerer Begabung und mangelnder Bildung. Es geht solchen Menschen etwas ab, ohne das man keine Macht über Menschenherzen erlangt. Sie sind noch nie rat- und hilflos an der Grenze ihrer eigenen Weisheit und Kraft gestanden, das Gefühl der Ohnmacht hat ihre Seele noch nie zusammengedrückt; die Scham über das ei-

gene Versagen hat ihnen noch nie den Mund zuge schlagen, sie sind noch nie recht gedemütigt worden.

Simon, Jonas Sohn, der Fischer am galiläischen Meer, gehörte offenbar zu den tüchtigsten und frömmsten jungen Israeliten in Kapernaum. Es lag keine besondere Schuld auf seinem Gewissen; er war in keine besondere Sünde verstrickt. Man durfte ihn dem jungen Geschlecht als Beispiel hinstellen. Es lebte in ihm auch ein Verlangen nach tieferer Gotteserkenntnis. Er gehörte zu denen, die zu der Zeit auf den Trost Israels, auf das Reich Gottes warteten. Er war mit anderen jungen Galiläern an den unteren Jordan gewandert, als der Täufer dort predigte, und diese Predigt hatte nicht nur seinen Bruder Andreas und andere Seiner Freunde, sondern auch ihn erfasst, dass er sich taufen und in die Gemeinde aufnehmen ließ, die auf den Messias wartete. Aber innerlich umgeworfen oder gebrochen hatte ihn das nicht. Ganz entwicklungsmäßig und folgerichtig hat sich Simon, Jonas Sohn, dann auch Jesu von Nazareth angeschlossen und wartete mit den anderen ersten Jüngern der großen Dinge, die da nun kommen sollten und war fest überzeugt, dass er bei allem dabei und damit sein würde als Bürger des Reiches und als Begleiter und Freund des Messias.

Ja, Simon, Jonas Sohn, mochte meinen, an ihm werde es nun wohl nicht groß fehlen, und es mochte ihm im Stillen fast ein wenig wundern, dass nicht mehr geschah, als sich so Tag für Tag eben zutragen mochte. Er wusste nicht, wie sehr sich der Herr um seinen inneren Zustand sorgte, derselbe Herr, dem Seine Volks- und Zeitgenossen vorkamen, wie zerstreute, verschmachtende, hirtlose Schafe, und der, von diesem Eindruck erschüttert, Seine Jünger aufforderte: „Die Ernte ist groß, aber wenig sind, der Arbeiter, darum bittet den Herr der Ernte, dass Er Arbeiter in Seine Ernte sende.“

Nein, Simon, Jonas Sohn, hat auch nicht gemerkt, was seinen lieben Herr bei nachtschlafender Zeit so oft aus dem Hause und auf den Berg trieb, und warum Er mitunter direkt vom Berg herab, anstatt aus Seiner Kammer zur Schiffflände kam, wenn sie mit ihren Kähnen einfuhren. Einmal nach einer so auf dem Berg im Gebet verbrachten Nacht, rief Er Seine Jünger zusammen und wählte von ihnen zwölf aus, welche Er Seine Apostel nannte. Das war bald danach; aber da wusste es Simon, Jonas Sohn, schon, was er zuvor nicht gewusst hatte; denn es hatte sich etwas ereignet. Simon hatte ein für ihn selbst und für alle, mit denen er später in seinem Leben zu tun haben sollte, ganz entscheidendes Erlebnis ge-

habt, dass sein HErr und Meister direkt und zielsicher über ihn herbeigeführt hatte.

Simon besaß ein starkes, sicheres Selbstvertrauen; er konnte wohl andere für schwach und unzuverlässig halten, sich selbst aber überschätzte er gerade in kritischen Augenblicken gerne. Es konnten ihm in Christi Dienst daher Demütigungen nicht erspart bleiben. Auch später noch, in seiner Nachfolgezeit und in seinem Werk als Pfeiler des Apostolats musste er wiederholt durch bitteren Fall und Reue innerlich zurechtgebracht und brauchbar erhalten werden. Die Grundlage, die entscheidende Grundlage in seiner Seele ist aber offenbar da bei diesem Fischzug gemacht worden, die ihn für sein Amt in Christi Dienst erst brauchbar machte.

Da sehen wir, wie der HErr mit Seinen Knechten Wege zu gehen weiß, auf denen ein selbstgewisser, zufriedener Mensch am wahrhaftigsten und nachhaltigsten zu seiner Selbsterkenntnis und bedingungslosen Übergabe an Gott gelangen kann, der ihn selber zugleich auch rettet vor den Schlingen des Satans.

Ohne dass von Simons Seite irgend etwas Ungeschicktes oder gar Böses geschehen wäre und selbst ohne dass von Jesu Seite irgendein Vorwurf oder Tadel gegen ihn ausgesprochen worden wäre, lag auf

einmal die ganze Sicherheit und Gerechtigkeit, Bravheit und Frömmigkeit dieses Mannes wie in Scherben zerschlagen am Boden. Eine fürchterlich tiefe und breite Kluft hatte sich vor seinem geistlichen Auge zwischen ihm und dem heiligen Mann auf einmal aufgetan, der da in seinem Kahn stand.

O, Simon, Jonas Sohn, war nicht derjenige, der sich nicht hätte kindlich freuen können über den Fischsegel, der da für ihn ausgeschüttet worden war, aber es kam ihm ein Schrecken an über das Wunder, das da an ihm und in seinem elenden Schifflein um seinetwillen geschehen war. Er fühlte es ohne Gründe, ohne Gedanken, einfach als Tatsache, als Wirklichkeit, dass er, Simon, Jonas Sohn, der Fischer am galiläischen Meer, und Jesus in zwei ganz verschiedenen Welten stehen, - Jesus in der Seinen, hellen vollkommenen Gotteswelt, Gottesnähe und er, Simon, in dieser Welt der Befleckung und Sünde. Daraus, aus diesem Gefühl, aus dieser Erkenntnis heraus überfiel ihn der Schrecken, der lange vor ihm alle Menschen überfallen hat, welche der Nähe Gottes gewiss wurden. Adam versteckte sich, Kain flüchtete sich vor dem Angesichte Gottes, die Kinder Israels flohen vom Berge Sinai und traten von ferne; auch Mose sprach: „Ich bin sehr erschrocken und zittere.“ Die Propheten, unter ihnen Jesaja, Hesekiel und Daniel fürchteten zu vergehen vor der Gegenwart des HErrn. Blut der

Opfertiere musste fließen, stellvertretend fließen, so oft im Alten Bund ein Mensch sich zu Gott nahen wollte. Wo im Menschen die Furcht Gottes noch nicht mit der Liebe gepaart ist, da hat diese Furcht, die menschliche Gottesfurcht, Pein.

Simon, Jonas Sohn, stand in seinem Kahn noch nicht dem Gottessohn gegenüber, wie ihn der Apostel Johannes gesehen hat, mit Augen wie Feuerflammen, sondern dem Zimmermann von Nazareth, aber er hatte dessen göttliche Natur erkannt und war über der Kluft, die ihn von diesem Manne trennte, derart erschrocken, dass er ihn fußfällig bat: „Gehe hinaus von mir, denn ich bin ein sündiger Mensch.“

Geliebte, etwas von diesem Erleben wiederholt sich zu allen Zeiten und bei allen Völkern jedes Mal, wenn ein Mensch die Gegenwart Gottes so recht fühlt, wenn ihm Gott spürbar, übermächtig, erschreckend oder erhebend, richtend oder rettend, strafend oder berufend in den Weg tritt. Und der Ton, der aus der Klage Jesajas klingt, als er eine Vision der Herrlichkeit Gottes hatte, klingt uns aus den Bekenntnissen aller Gottesgläubigen entgegen, denen sich Gott kundgetan hat: „Wehe mir, ich vergehe!, denn ich bin unreiner Lippen und gehöre zu einem Volke unreiner Lippen.“

Alles aber, was auf Erden den Menschen Gott nahe bringt, alles, wodurch Gott das menschliche Herz trifft und ergreift, ist nichts von dem Gotteserlebnis, zudem Jesus den Menschen bringt, jeden Menschen bringen möchte. Darum findet auch nur da, wo man auf Jesum trifft, die volle bedingungslose Erkenntnis der Sünde statt. Jene volle Erkenntnis der Sünde, die zur wahren tiefsten Bußgesinnung führt, welche der Herr von uns erwartet.

Seht, Simon, Jonas Sohn, war ja, wie ich schon sagte, am Jordan beim Täufer gewesen und hatte doch seine und seines Volkes Sünde eingesehen und auch gebeichtet und hatte die Wasser der Bußtaufe über sich gehen lassen. Dann hatte er sich Jesu von Nazareth angeschlossen, und seit Er da in Kapernaum weilte, hatte er jeden Sabbat die Synagoge besucht und hatte mit Ehrfurcht den Diener die heiligen Gesetzesrollen hervorholen sehen, und wenn dann der Vorleser die alten Gebote las und der Vorlesung in eindringlicher Ansprache beifügte, dass eben darum die Verheißung verziehe und der Messias seine Herrschaft noch nicht aufgerichtet habe und Gott die Erniedrigung seines auserwählten Bundesvolkes immer noch dulde, weil Israel dem Gesetz Gottes nicht gehorche und die Wege der Väter verlassen habe, so empfand auch Simon, Jonas Sohn, mit den anderen anwesenden frommen Juden, dass es auch an ihm

noch fehle und dass er auch noch kein vollkommener Israelit sei.

Nicht wahr, Geliebte, so pflegt es doch meistens auch unter uns Christen zuzugehen?

Nie aber hatte es den Simon getrieben, sich bußfertig niederzuwerfen, oder als ein ganz und gar Unwürdiger hinauszugehen. Jesus freilich wusste gut, was ihm noch fehlte, um in Seinem Dienst ein rechter Menschenfischer, ein Seelenretter zu werden, ein Knecht, den man in die Ernte schicken konnte. Jesus wusste, was in jedem Menschen war, und Er weiß es noch jetzt, weiß, was es bei mir und dir, bei uns allen noch braucht, bis wir das werden können, was Er aus uns machen will. Es braucht nicht bei allen dasselbe sein, bis es zustande kommt, was kommen muss, bis aller Dünkel, alle Selbstgefälligkeit, alle eigene, fleischliche Kraft in Scherben geht und die Seele sich ganz der Gnade auftut.

Bei Simon tat's für einmal und zur grundlegenden Änderung jene hoheitsvolle, überschwänglich spendende und doch so herzlich ihm, gerade ihm sich schenkende Güte Gottes, welche alle seine Erkenntnisse und bisherigen Erlebnisse überbot und ihn wie mit Wellen aus einer ganz anderen Welt überflutete, einer Welt, von der er sich sagen musste: Ich bin ihrer

unwert, ich passe nicht zu ihr, was wäre ich darinnen? Ein hässlicher Flecken in sonnenhellem Glanz, ein schmerzender Misston inmitten göttlicher Harmonie! - „HErr, gehe hinaus von mir, ich bin ein sündiger Mensch.“

Das war es, was Jesus haben wollte, gerade so gefiel ihm Simon, Jonas Sohn; freundlich, huldvoll sprach Er ihm Frieden zu: „Fürchte dich nicht, von nun an wirst du Menschen fischen.“ Von nun an.

Ja, nun -, was meint ihr? HErr, gehe hinaus von mir, denn ich bin ein sündiger Mensch! -, kann man denn dem Simon Petrus ganz wohl nachsprechen. Wir sind alle längst an recht demütige Sprüche gewöhnt, vielleicht nur zu sehr gewöhnt, so gewöhnt, dass wir sie bereits nachbeten können, ohne innerlich recht dabeizusein. - Wie es dem Simon Petrus erging, sagte ich, so muss es allen Demütigen ergehen, wenn sie Gottes wahrhaftige Gegenwart in ihrem Geiste erfahren, und zwar solange, bis einst alles Sündhafte von uns genommen ist.

In der heiligen Eucharistie treten wir in die unmittelbare Gegenwart Gottes in Seinem Heiligtum. Im Sakrament ist Christus durch den Heiligen Geist wirklich in unserer Mitte. Wir sündhafte Menschen haben darin Anteil und Gemeinschaft mit dem allhei-

ligen Gott. Und sind wir mehr als Petrus? Sind wir etwa besser? Oder merken wir die Gegenwart Gottes etwa nur deshalb weniger, weil unsere geistlichen Sinne abgestumpft und blöde geworden sind durch die Gewohnheit?

Die Apostel haben uns gelehrt und angewiesen, die heilige Eucharistie nach Gottes Willen zu feiern. Obwohl wiedergeboren aus Wasser und Geist und mit Gott versöhnt, fallen wir nach der Anordnung unserer Liturgie an der Schwelle des Heiligtums nieder, wie Petrus, und bekennen: „Hinblickend auf Deine göttliche Herrlichkeit verabscheuen wir uns selbst und tun Buße in Staub und Asche.“ Und wir bleiben nach den Worten der Liturgie in tiefer Demut, auch nach empfangener Absolution, indem wir flehen: „Erzeuge uns Deine Barmherzigkeit,“ - „erbarme Dich unser.“ Sogar im „Ehre sei Gott in der Höhe“ fehlt nicht das Flehen um Erbarmung. Wir hören nicht auf, unseres sündigen Zustandes zu gedenken und beten: „O Gott, Du kennst unsere Schwachheit, und unsere Gebrechlichkeit ist Dir nicht verborgen.“ - Wir rufen auch nach dem „Heilig, heilig“ wieder „Vergib uns unsere Schulden“ und nach dem Opfergebet: „Siehe an Deine ganze Kirche in ihrem gesunkenen Zustand“; wir bekennen, dass des HErrn Erbteil unter uns verwüstet, Sein Volk zertrennt und zerstreut, Sein Heiligtum ent-

weiht sei und bekennen uns unwürdig, auch nur die Brosamen aufzulesen unter Seinem Tisch.

Mit dem einfachen Nachsprechen der flehentlichen Bitte Simon Petri wird aber nichts erreicht, sondern, was man erreichen möchte, wird damit eher noch erschwert; denn es ist eine gefährliche Sache, etwas von sich selbst zu bekennen, was man nicht selber erlebt hat und fühlt, sondern bloß andere. Man täuscht damit die Menschen und am meisten sich selbst, nie aber Gott. Man stimmt damit die Saiten Seiner Seele falsch. Wie sollen sie dann, wenn Gott wirklich Sein Lied darauf spielen will, wenn Gottes Finger sie streift mit Freude oder Leid, den reinen Ton von der Wahrheit von sich geben? Es ist gefährlich, die Sündenbekenntnisse anderer nachzusprechen; es ist Sünde, von Sünde und Sündhaftigkeit zu reden, ohne Angst und Schmerz; und von seiner Sünde reden in den starken Ausdrücken unserer Liturgie heißt leider an sich noch nicht von seiner Sünde in Schmerz und Angst reden.

Es gibt Menschen, die können von sich selbst reden, als ob kein guter Faden mehr an ihnen zu finden wäre, man ist versucht zu glauben, dass ihre Zerknirschung völlig und ihre Buße gründlich wäre. Aber es ist mit solchen Bekenntnissen mitunter wie mit den übertriebenen Schmerzausbrüchen beim Abschied

von Verstorbenen. Die Witwen und Witwer, die sich dabei am untröstlichsten gebärden und gar Miene machen, sich auf die Leiche oder ins offene Grab zu werfen, stehen mitunter nach Jahresfrist schon wieder in den Eheverkündigungen. So kann man es auch bei denen, die so gar geläufig und beredt ihre Sündhaftigkeit bekennen, erleben, dass sie sehr empfindlich tun und es einem gar übel nehmen, wenn man sie auf wirklich bestimmte Mängel ihres Charakters hinweist, sie zeigen damit, dass sie von wahrer Selbsterkenntnis noch weit entfernt sind und ihre wirklichen Fehler und Sünden gar nicht ablegen, sondern ableugnen oder beschönigen, also kurz, eben behalten wollen.

Unsere Aufgabe besteht nicht darin, einander gegenseitig unsere Sünden vorzuhalten und anhand göttlicher Gebote unsere Schuldsommen auszurechnen; wenn es möglich wäre, einander auf diesem Wege zu wirklicher Selbsterkenntnis, Buße und Besserung zu verhelfen, so müsste heute die ganze Welt in Sack und in der Asche Buße tun, und wir könnten eine allgemeine Sinnesänderung der Menschen der heutigen Welt erleben; denn womit sonst sind gegenwärtig alle Nationen, alle Klassen, alle Parteien, womit ist heute - ach - jedermann eifriger beschäftigt, als eben damit, die Sünden aller anderen festzustellen und zu verkündigen?

Wir sehen aber auch, wohin das führt, nämlich zu gegenseitiger Verbitterung und immer größerer Selbstgerechtigkeit, und darüber gerät man nur immer tiefer in die Schuld hinein, statt heraus.

Ich habe am Anfang gesagt, dass keiner seinen Mitmenschen in geistlicher Hinsicht ein rechter Helfer, keiner ein Retter werden könne an seinem Bruder, der noch nie vor der Majestät Gottes zerbrochen und am Boden gelegen und dem darüber seine Selbstzufriedenheit in die Brüche gegangen ist, wie dem Simon Petrus in seinem Kahn. Und dass Gott zu diesem Zwecke den einen so, den anderen anders heimsuche, uns äußere und innere Erlebnisse machen lasse, in denen Er sich uns offenbare.

Nur brechen namentlich heutzutage allerdings genug Dinge in das Leben der Menschen herein, welche sie zu zerbrechen drohen, welche ihre Gesundheit, ihre Lebenskraft, ihren Mut, ihre Lebensfreude, ja sogar auch ihr Gottvertrauen und ihr Zutrauen zu den Nächsten zertrümmern. Solange die Welt steht, hat es kaum jemals so viele in diesem Sinne zerbrochene Menschen gegeben. Aber diese Zerbrochenen sind eben größtenteils auch Verbitterte.

Was meint ihr, Geliebte, woran liegt es, wenn dieselben Heimsuchungen, unter denen viele verzwei-

felnd sich selbst ans Leben oder sonst zugrunde gehen, anderen den Anstoß zu einem neuen, besseren Leben geben; woran liegt es, wenn in den gleichen Zusammenbrüchen, in denen viele sich selbst und Gott dazu noch ganz verlieren, andere Gott und sich selbst erst recht finden?

Und woran liegt es, dass umgekehrt in der Geschichte unserer Textworte ein glückliches Ereignis, ein überraschender Erfolg, den Simon Petrus auf die Knie und zu demütigem Bekenntnis seiner Unwürdigkeit zwang, während sich die meisten Menschen in Glück und im Erfolg in die Höhe recken und in Zufriedenheit mit sich selber erstrahlen? Ja, woran liegt es?

Es liegt offenbar weniger daran, von welcher Art das Große und Erschütternde ist, das wir erleben, sondern vielmehr daran, wie wir es erleben. Es liegt daran, ob uns in unseren Erlebnissen Gott begegnet oder nicht. Gott ist gegenwärtig, Gott ist bei uns, ob wir wachen oder schlafen; es fällt kein Sperling vom Dach, viel weniger ein Haar von unserem Haupte ohne Seinen Willen. Wer hinter den Zusammenbrüchen und Demütigungen unseres Lebens keine göttliche Weisheit und Vaterliebe zu ahnen, zu glauben, zu sehen vermag, der erleidet dabei geistlichen Schiffbruch, wird verdüstert und verbittert. Und wer hinter

den Erfolgen und sogenannten Glücksfällen eines Lebens nicht Gottes persönliche Güte und Geduld erkennt, bei dem stellen sich gefährliche Entartungen des geistlichen Lebens ein, an denen er geistlich und leiblich zugrunde gehen kann. So wie so wird er ein harter Richter jener, denen das Glück nicht so hold ist, wie ihm. Wer aber Gott vor Augen hat, der erfährt in allem Gott, dem dient jedes Erlebnis zur inneren Einkehr und zu einer Berührung mit Gott, und dem wird jedes Erlebnis der Güte sowohl als auch des Ernstes Gottes zu einem Erlebnis des ungeheuren Abstandes zwischen Gott und Mensch, zwischen Himmel und Erde, und ob er es nur dunkel fühlt und ahnt oder denkt und sagt, es überkommt auch ihn: „HErr, gehe von mir hinaus, ich bin ein sündiger Mensch.“

So bat Petrus, aber Jesus blieb und antwortete ihm: „Fürchte dich nicht, denn von nun an, - von nun an - wirst du Menschenfischer werden.“

Darauf ist es auch bei uns abgesehen, Geliebte, denn Jesus ist auch in unser aller Leben machtvoll hereingetreten. Er steht gottlob, auch in unserem Schiffein und mit Ihm das himmlische Wesen, die rechte Wirklichkeit, das Bleibende im Gegensatz zu all dem Wankenden und Dahineilenden in dieser Welt. Und wenn es dazu kommt, dass wir mit der

Welt Gottes, mit den Dingen der zukünftigen Welt in Berührung gelangen, was schon geschieht, wenn wir uns nur erst sehnen nach Gott, wie wenn ein Himmelsbote die Freude am HErrn uns belebt, dann jauchzt es doch im Grunde unserer Seele auf: „Ach, du kommst aus meinem Vaterland, und mein Heimweh kannst nur Du verstehen.“

Immer und immer aber müssen wir auch wieder mit Trauer und Schmerz feststellen, dass auch noch ein anderes in uns ist, ein Wesen und eine Welt, die nicht so sind, sondern das gerade Gegenteil davon.

Wir sollen alle Menschenfischer werden, Menschenfischer sein, am Rettungswerk Gottes in der Welt teilnehmen, aber tüchtig dazu ist keiner, der nicht vor Gott ganz klein geworden ist und empfindet, dass er selber ein zu Rettender, ein zu Befreiender ist, da alles, was er aus sich selber hat und ist und weiß und kann, doch nur ein Stücklein von dieser Welt ist, von ihrem Staub bedeckt, von ihrem Gift verseucht - und der so gedemütigt, bedingungslos aber glaubensvoll seine Hände hineingibt in Gottes Hand:

„So nimm denn meine Hände
und führe mich, bis an mein selig Ende
und ewiglich.“

Wenn es dazu gekommen ist, dann kann er sich wieder umkehren, der Welt und den Menschen zu, jetzt Gott hinter sich als der Starke, der ihn hält und ihm hilft; jetzt nicht mehr selbstgerecht, hochweise und unfehlbar und daher hart und kalt, sondern ein Mitsünder, der Gottes Erbarmen erfahren hat und es auch anderen gönnt, ein Mitgefangener, den Jesus losgemacht hat und auch anderer Fesseln lösen möchte.

In dem Maße, als wir in Jesu Dienst und Nachfolge es lernen und fertig bringen, unsere Brüder nicht zu richten, sondern zu retten, ihnen mit Güte und Geduld zu begegnen, nicht das was sie haben, sondern sie selbst zu suchen, in demselben Maße können wir hoffen, sie zur Erkenntnis dessen zu bringen, was ihnen fehlt, und sie dem näher zu bringen, der auch sie retten und in Seinen Dienst stellen möchte.

Amen.